



Özcan Mutlu (Hrsg.)

Wie Deutschland zur Heimat wurde

BUNDESPRÄSIDENT

FRANK-WALTER STEINMEIER

„Sie alle haben unsere Gesellschaft bereichert. Sie alle sind ein Teil von Deutschland! Sie alle gehören zu uns!“

Sechzig Jahre ist es nun her, dass die Bundesrepublik Deutschland und die Türkei ein knappes Dokument unterzeichneten, das die Entsendung von türkischen Arbeitskräften regelte. Was damals kaum jemand ahnte: Dieses Anwerbeabkommen vom 30. Oktober 1961 sollte unser Land verändern. Viele der sogenannten Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter sind in Deutschland geblieben. Sie wurden Kolleginnen und Kollegen, Nachbarinnen und Nachbarn, Freundinnen und Freunde, und viele haben sich auch für die deutsche Staatsbürgerschaft entschieden.

Sie alle sind ein Teil der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland geworden. Sie alle haben zum wirtschaftlichen Aufstieg und zum Wohlstand unseres Landes nach dem Zweiten Weltkrieg beigetragen. Sie alle haben unsere Gesellschaft bereichert – und tun es noch heute. Sie alle sind ein Teil von Deutschland! Sie alle gehören zu uns!

Gleichwohl gibt es nach wie vor Probleme – von latenter Diskriminierung bis hin zu offenem Rassismus. Wir dürfen in unserem gemeinsamen Kampf gegen Hass und Hetze nicht nachlassen. Pluralität und Vielfalt sind und bleiben die Leit motive einer offenen, freiheitlich-demokratischen Gesellschaft.

Umso mehr freue ich mich, dass dieses Buch all die Menschen, die seit 1961 aus der Türkei zu uns gekommen sind, ihre Nachkommen und ihre Lebensleistungen würdigt. Einige Biografien und Schicksale werden hier vorgestellt. Sie geben uns ganz persönliche Einblicke und zeigen uns, mit welchen Problemen und Herausforderungen diese Menschen konfrontiert waren und oft immer noch sind. Sie zeigen uns aber auch, welche Chancen und Erfolge es gibt.

Vor allem aber illustrieren diese Porträts, welche wichtige Rolle die vielen türkischstämmigen Menschen in unserem Land spielen – ob in Politik, Wirtschaft und Kultur, ob an Hochschulen, in der Wissenschaft und Forschung, ob in den Medien, im Sport oder in Ehrenämtern. Die Kinder, Enkel und Urenkel der ersten Generation von „Gastarbeitern“ sind engagiert und motiviert: „Ich

will diese Gesellschaft mitgestalten und verändern und, ich will meinen Beitrag dazu leisten, dass wir aus Fehlern lernen“, heißt es etwa im Beitrag der Bundestagsabgeordneten Ekin Deligöz.

Die Geschichten in diesem Buch sind ein wunderbares Beispiel für das, was ein jeder zu erreichen imstande ist und wie sehr unsere Gesellschaft davon zu profitieren vermag. Daher danke ich der Stiftung Mercator für die Initiative zu diesem Buch.

Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern eine spannende Lektüre!

A handwritten signature in black ink, reading "Frank-Walter Steinmeier". The signature is fluid and cursive, with the first name "Frank" and last name "Steinmeier" clearly legible.

Bundespräsident

Frank-Walter Steinmeier

Berlin, im Juli 2021



SERAP GÜLER

„Wir haben die Pflicht, die Geschichte unserer Väter und Mütter zu erzählen“

Der Vater: Kohlekumpel. Die Tochter: Staatssekretärin für Integration in Nordrhein-Westfalen. Klug erzählt Serap Güler, wie sie zwischen zwei Welten aufgewachsen ist. Beide Seiten zerren an dir, beiden Seiten willst du es recht machen. Und musst lernen, dich zu arrangieren.

Fast 40 Jahre unter Tage ohne einen Tag krank“, war einer der Lieblingssätze meines Vaters, wenn er über seine Zeit als Bergmann redete. Ich habe mich darüber immer gewundert. Wie kann man so viele Jahre unter Tage arbeiten und nie krank sein?

Irgendwann habe ich ihn darauf angesprochen. Natürlich habe es Wochen gegeben, in denen es ihm nicht gut gegangen sei und er wohl krank gewesen sei, sagte er. Er sei dann aber trotzdem zur Arbeit gegangen. Nur einmal habe er versucht, sich krankschreiben zu lassen. Er ging zum Betriebsarzt der Zeche und schilderte ihm seine Beschwerden. Doch der Arzt wollte davon nichts wissen, und er brauchte keinen medizinischen Befund für sein Urteil. Er schaute meinen Vater an und sagte, er solle sich nicht so anstellen, er sehe nicht krank aus und könne arbeiten. Mein Vater nickte und ging zur Schicht.

Habe ihn das nicht wütend gemacht, dieses Desinteresse, fragte ich ihn daraufhin. „Eher traurig“, sagte mein Vater. „Traurig, weil mir der Arzt unterstellte, ich hätte gelogen.“ Welch Gleichmut. Ein Arzt kam seinem hippokratischen Eid nicht nach, und mein Vater reagierte mit Trübsinn statt Wut.

Und das ist nur eine Geschichten von so vielen. Die mein Vater erzählen kann, die all die Väter und Mütter erzählen können, die sich aufgemacht haben

in dieses Land. Trotzdem nehmen sie Deutschland diese Benachteiligung nur selten übel. Wegen des Geldes, das sie hier verdient haben und das ihnen ein Leben ermöglichte, das sie in ihrer Heimat nie hätten haben können. Und wegen uns, ihrer Kinder und Enkelkinder. Weil wir die Möglichkeit hatten, in Deutschland aufzuwachsen, hier zur Schule zu gehen, vielleicht zu studieren.

*Meine Generation ist eine
Generation voller Konflikte.
Zwei Seiten zerrten an uns.
Jede Seite forderte ihr Recht.
Für keine Seite wollten wir
uns entscheiden, wollten
weder unsere Eltern enttäu-
schen noch unsere Lehrer,
Mentoren, Nachbarn.*

Sie wissen, dass auch uns nichts geschenkt wurde. Aber sie vertrauen beharrlich auf die Chancen, die sich uns eröffnen könnten, hoffen, dass wir sie nutzen und es einmal besser haben als sie. Und ignorieren nur allzu bereitwillig eigene Mühsal und Benachteiligung. Wir mussten früh erwachsen werden, wir Gastarbeiterkinder. In einem fort mussten wir helfen, erklären, übersetzen, beim Arzt, in der Schule, in der Ausländerbehörde. Unsere Eltern sprachen kein Deutsch, wir haben es mühelos gelernt. Bald wurde uns klar, dass wir beim Übersetzen lieber filtern. Um uns selbst zu schonen, an Elternsprechtagen oder wenn wir etwas ausgefressen hatten. Um sie zu schonen, unsere Gastarbeitereltern, um sie vor Kränkungen zu bewahren. Zigfach ließen wir es unübersetzt, wenn jemand Spitzen gegen sie austeilte, wegen ihrer „mangelnden Anpassungsgabe“, ihrer „miserablen Sprachkenntnisse“ oder weil etwas „bei uns in Deutschland“ nun mal so war.

Als Gastarbeiterkinder sind wir aufgewachsen. Das hat uns geprägt, unseren Habitus, unser Tun, unsere Haltung. Gastarbeiterkinder, die nicht kamen, um zu bleiben, sondern kamen, um wieder zu gehen, wenn die Arbeit der Eltern zu Ende ist.

Der Mensch plant, Gott lacht, heißt es. In diesem Fall muss er schallend gelacht haben. Kaum einer von unseren Eltern ist gegangen. Die 10.000-Mark-Rückkehrprämie, von Kanzler Kohl Anfang der 80er-Jahre ausgelobt, hat kaum einen Gastarbeiter zum One-Way-Ticket in die alte Heimat verführt. Die meisten blieben. Und mit ihnen wir.

„Kofferkinder“ nannte man uns. Denn wir sind auf niemals ausgepackten Kisten groß geworden. „Wenn dein Vater in Rente geht, kehren wir zurück“, lautete die Legende, die uns unsere Eltern erzählten. Sie wurde nie wahr. Mein Vater, den ich vor Kurzem verloren habe, blieb nach seiner Rente noch über 20 Jahre in seiner neuen Heimat, in Deutschland. Jetzt erst, nach seinem Tod, kehrte er zurück. Er wollte dort begraben werden, wo er geboren wurde – ein Wunsch, den viele in seiner Generation hatten und haben. Ein Wunsch, der uns, die zweite Generation, stets daran erinnern wird, wo unsere Wurzel liegen.

Die Geschichte der Gastarbeiter ist eine Geschichte doppelten Nichtwollens. Die Deutschen wollten uns auf Dauer nicht haben. Die Türkinnen und Türken wollten auf Dauer nicht bleiben. So bemühte sich keine der beiden Seiten um ein gelingendes Ankommen. Die Ankunft in dieser Gesellschaft ergab sich

irgendwann aus Zufall oder Notwendigkeit. Weil es irgendwann nicht anders ging, als dass man sich aufeinander einließ.

Zugleich wurde die alte Heimat fremder, ja es kam der Tag, an dem wir Deutschtürken uns Deutschland näher fühlten als der Türkei. Das Dorf, das die Eltern in den 60er-Jahren verlassen hatten, war immer weniger das Dorf, das sie bei ihren Besuchen vorfanden. Nicht nur geografisch hatten sie sich entfernt, auch innerlich. Und umgekehrt genauso: Verstanden einen noch die Dörfler? Wollten sie wirklich, dass man für immer heimkam? Sie profitierten schließlich davon, wenn man im „Gurbet“ lebte, in der Fremde, Geld schickte, Häuser baute, die Wirtschaft im Ort antrieb.

Heute, 60 Jahre nach dem Anwerbeabkommen mit der Türkei, sind wir Gastarbeiterkinder für viele ein Vorbild, wir sind Ablas und Abis, Lotsinnen und Lotsen für jene, die nach uns kommen. Wir loben die Generationen nach uns, weil sie so viel stärker und mutiger sind, als wir es je waren. Wir schimpfen mit ihnen und über sie, weil sie ihre Chancen nicht ausreichend nutzen. Chancen, für die wir kämpfen mussten. Die Möglichkeit, ein Gymnasium zu besuchen. Wie schwer war das früher. Wie leicht ist es heute. Macht etwas draus!

Meine Generation – ich wurde 1980 geboren – ist eine Generation voller Konflikte. Wer sind wir? Wo gehören wir hin? In Deutschland waren wir die Türken, in der Heimat die „Almancis“, die mit dem Ruf von neureichen Bauernlummeln leben mussten. Das Bikulturelle gilt heute vielerorts als Bereicherung. In unserer Kindheit und Jugend war es eine Bürde.

Zwei Seiten zerrten an uns. Jede Seite forderte ihr Recht. Für keine der beiden Seiten wollten wir uns entscheiden. Wollten wir doch weder die Eltern enttäuschen noch jene Lehrer, Mentoren oder Nachbarn, die große Stücke auf uns setzten.

Unsere Rettung war die Zeit. Wir lernten, uns zu arrangieren, entdeckten jene verschlungenen Wege, auf denen wir den Erwartungen beider Seiten gerecht werden konnten. Auch der Zeitgeist kam uns entgegen: Beide Seiten wurden milder und empfänglicher für „das Fremde“, das immer weniger fremd war.

Eines aber hat sich nicht geändert: Bis heute sprechen wir für unsere Eltern, erzählen von unseren Eltern, erklären ihr Leben. Wir müssen diese Auskunft geben, denn wenn wir es nicht machen, tut es niemand. Viel zu wenig ist unsere Einwanderungsgeschichte bekannt, viel zu selten wird darüber gesprochen.

Die Geschichte der Gastarbeiter findet kaum statt im Geschichtsunterricht, ihr wurde kein Museum gewidmet, nur eine unscheinbare Plakette an Gleis 11 am Münchener Hauptbahnhof, auf dem anfänglich die meisten Gastarbeiter ankamen. Zu erwähnen, dass das deutsche Wirtschaftswunder auch den Millionen Gastarbeitern zu verdanken ist, wäre eine Wertschätzung dieser Menschen und ihrer Leistung.



ALI GÜNGÖRMÜŞ

„Wir haben viel erreicht. Aber wir könnten viel weiter sein“

Der Souschef ohrfeigte ihn. Und überhaupt: In seiner Jugend musste er die Zähne zusammenbeißen. Doch dann startete Ali Güngörmüş durch, bekam mit 27 Jahren seinen ersten Michelin-Stern, kochte bald im Fernsehen und betreibt heute ein Sternerestaurant in München.

Wenn ich an meine Kindheit denke, denke ich an den Geschmack von reifen Feigen. Kamen wir aus der Schule, kletterten wir auf den Feigenbaum hinter dem Haus und holten uns die prallen Früchte herunter. Sie waren am besten, wenn sie sich weich anfühlten. Ganz vorsichtig öffneten wir die lilafarbene Haut und aßen das rote Fruchtfleisch, noch warm von der Sonne. Diesen Geschmack werde ich nie vergessen. Ich habe ihn für immer in meinem Aromengedächtnis gespeichert.

Wenn ich an meine Kindheit denke, denke ich an die prallen, goldgelben Aprikosen, die meine Mutter auf Strohmatten in der Sonne trocknete. An die grünen Mandeln, die wir mit den Zähnen öffneten, um zu dem köstlichen weißen Kern vorzustoßen. An die feinen Erbsen, die wir uns frisch aus der Schale pulten. An die Kirschen vom Baum. An die getrockneten Quitten im Lammragout.

Jeden Morgen backte meine Mutter Lavash, das türkische Fladenbrot. Sie nahm Mehl, Wasser, Hefe und Salz, wellte den Teig mit einem Holzstab dünn aus und backte das Brot in einer Pfanne über dem Feuer. Ofenwarmes Brot – das war unser Frühstück. Wenn die Walnüsse reif waren, rösteten wir sie in Butter an, vermischten sie mit getrockneten Aprikosen und gaben die Paste aufs Brot.

Ich habe sechs Geschwister. Die drei Mädchen schliefen in einem Bett, wir Jungs schliefen in einem anderen Bett. Wir hatten kein Spielzeug, aber wir angelten Forellen und Saiblinge, spielten Fußball, hüteten die Ziegen, melkten die Kühe, halfen im Garten, die Winter voll Schnee, im Sommer brannte die Sonne. Wir hatten wenig Geld, aber wir hatten Bäume voller Granatäpfel, Maulbeeren und Renekloden.

Das war meine Kindheit in Pageou, einem entlegenen Dorf nahe der anatolischen Stadt Tunceli. Dort verbrachte ich die ersten zehn Jahre meines Lebens.

In meiner Muttersprache Zaza bedeutet Pageou „entlegen und verlassen“. So war unser Dorf, es war eine Kindheit wie vor 100 Jahren, einfach und gut.

Heute führe ich ein Sternerestaurant in München und trete als Koch im Fernsehen auf. Geprägt haben mich die Aromen und die Lebensfreude aus meiner Kindheit. Ich habe mein Restaurant benannt nach dem Dorf, aus dem ich stamme: Pageou.

Das Einzige, was uns damals fehlte, war der Vater. Wir waren traurig, wenn wir sahen, wie die anderen Väter von der Arbeit kamen und ihre Kinder in den Arm nahmen. Meiner hatte 1966 den Optimismus und den Mut besessen, allein nach München auszuwandern, ohne ein Wort Deutsch zu sprechen. Dort arbeitete er als Schweißer in der Kanalisation. Im Winter ruhte die Arbeit, dann kam er für einige Wochen heim.

Was war das für ein Fest! Wir rannten ihm entgegen und balgten uns darum, wer am längsten auf seinem Schoß sitzen durfte. Er brachte Schokolade mit, lud uns ins Restaurant ein, kaufte Schuhe und Fleisch und verbrachte viel Zeit mit uns.

Als ich zehn war, nahmen die Kämpfe zwischen der Regierung und der PKK in unserer Region zu; meine Eltern beschlossen, dass es höchste Zeit sei, gemeinsam nach Deutschland auszuwandern. Ich freute mich darauf, weil die Familie nun das ganze Jahr zusammen sein würde.

Weihnachten 1986, ich war zehn, kamen wir in München an. Ich staunte über den Schnee, den Verkehr, den Weihnachtsschmuck. Und merkte gleich, dass Deutschland anders schmeckte. Am ersten Abend gab es Huhn, das Fleisch war weicher und weniger aromatisch als bei uns. Kein Wunder, kam es doch aus einem Mastbetrieb und aus der Tiefkühltruhe. Aber das wusste ich damals noch nicht.

Anfangs besuchte ich eine „Migrationsklasse“, danach ging ich auf die Hauptschule. Ich war kein guter Schüler. Ich erinnere mich an die Hilflosigkeit, wenn ich vor meinen Hausaufgaben saß und keine Ahnung hatte, was ich machen sollte – und niemanden hatte, der mir helfen konnte. Mein Vater predigte zwar: Lernt, studiert, macht was aus eurem Leben! Aber wenn die Basis fehlt, kannst du nicht stabil drauf aufbauen.

Eine Lehrerin mochte mich von Anfang an nicht. Einmal widersprach ich ihr. Sie schrie mich an: „Du gehörst nicht hierher! Du gehörst auf die Sonderschule!“ Wie gut, dass sich Simone meldete, unsere Klassensprecherin. Sie widersprach: „Ich finde es nicht in Ordnung, wie Sie Ali behandeln.“

Ich habe solche diskriminierenden Momente immer wieder erlebt. Ich habe sie nie persönlich genommen, im Gegenteil: Sie stachelten meinen Ehrgeiz nur noch mehr an. Äußerlich blieb ich stumm, innerlich dachte ich: Euch werde ich es zeigen!

Ja, man wird immer Menschen treffen, die einem Steine in den Weg legen. Aber wo eine Tür zugeht, geht eine andere auf. Darum rate ich jedem: Nehmt

euch solche Dummheiten nicht zu Herzen, ganz gleich, von wem sie kommen. Lasst euch nicht entmutigen. Gebt nicht auf. Geht durch die nächste Tür. Bleibt neugierig, diszipliniert, respektvoll, mutig. Dann werdet ihr Erfolg haben.

Ab der achten Klasse stand Hauswirtschaftskunde auf dem Stundenplan. Während sich die anderen mit Spaghetti bewarfen, probierte ich neue Gerichte aus. Das machte mir viel Spaß, trotzdem wäre ich nie auf die Idee gekommen, Koch zu werden. Ich wusste nicht mal, dass dieser Beruf existierte, geschweige denn, dass ein Mann ihn ausüben konnte.

Bis ich im Freizeitheim, in dem ich nachmittags oft abhing, Seppi kennenlernte, eigentlich Josef. Er machte eine Ausbildung zum Koch. Eines Tages kam er auf mich zu und erzählte, dass sie bei ihm einen Lehrling suchten. Ich war neugierig und schickte eine Bewerbung.

Das Wirtshaus am Rosengarten war groß und rustikal, ein Traditionsbetrieb mit guter bayerischer Küche. Der Küchenchef, selbst noch keine 25, empfing mich; wir verstanden uns auf Anhieb. Und so bekam ich einen Vertrag und den Auftrag, mir eine Kochjacke, Kochhose und Profimesser zu kaufen, für insgesamt 400 Mark. Für mich ein kleines Vermögen. Zum Glück hatte ich neben der Schule Zeitungen ausgetragen und so viel Geld gespart.

Im September 1991, als meine Lehre als Koch begann, war ich noch keine 15 Jahre alt und noch keine 1,50 Meter groß, aber das war mir egal. Ich war froh, dass ich nun endlich etwas machen konnte. Die ersten Monate war ich in der „kalten Küche“ eingeteilt, beim Gardemanger. Ich bestückte das Salatbuffet, mischte die Dressings, bereitete die Vorspeisen vor, Zanderterrinen mit Senfgurken oder Wildpasteten mit Sauce Cumberland, alles hausgemacht und frisch. Und durchlief von dort die klassischen Posten der französischen Küche: Saucier, Entremetier (Gemüse), Rotisseur (Fleisch), Poissonnier (Fisch).

Wie sehr hätte ich mir gewünscht, dass mich meine Eltern einmal besucht hätten. Aber sie kamen nie, in den ganzen drei Jahren. Sie wären nie auf die Idee gekommen. Sie dachten, das Restaurant sei zu fein für sie.

Ich lernte jeden Tag dazu, es hätte eine schöne Zeit werden können, wäre der Souschef nicht gewesen, der stellvertretende Küchenleiter. In einem fort kritisierte und gänzelte er mich, ja knallte mir Ohrfeigen ins Gesicht, bayerisch: Watschen. Als mich die Kollegen einmal verteidigten, erzählte er was von harter Schule und fügte hinzu: „Ich bin kein Rassist.“ Ich wurde hellhörig und wusste einmal mehr: Egal, wie gut ich in meinem Job sein würde – es würde immer Menschen geben, die mich meiner Herkunft wegen ablehnen.

Es war eine schwere Zeit für mich. Ich konnte machen, was ich wollte, immer wieder bekam ich einen Anschiss von ihm. Längst war ich ein guter Koch, trotzdem hätte er mich fast dazu gebracht aufzugeben. Aber wieder befahl ich mir, die Zähne zusammenzubeißen. Wieder führte der Gegenwind dazu, dass ich mich noch mehr anstrengte. Es sollte nicht heißen: Der Türke hat es nicht gepackt. Ich würde es ihm zeigen.

Dieses Buch ist entstanden mit Unterstützung der Stiftung Mercator und der IG Metall.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2022

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung

Adenauerallee 86, 53113 Bonn

© 2021 CORRECTIV – Verlag und Vertrieb für die Gesellschaft, Essen

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: akg-images / Guenay Ulutuncok.

Aus dem Bestand von DOMiD (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland), Sammlung: Koffer und Gegenstände der Migranten (Gastarbeiter) aus der Türkei.

Textchef: Ariel Hauptmeier

Fotos: Ivo Mayr, Mesut Hastürk (S. 104), Dilan Bozyel (S. 168),

Jessica Heyungs (S. 180), Murat Arik (S. 210)

Layout: Thorsten Franke / Ivo Mayr

Lektorat: Robert Pitterle

Druck und Bindung: Livonia Print, Riga

ISBN 978-3-7425-0842-3

www.bpb.de